

**Steven Shaviro: Doom Patrols. Streifzüge durch die Postmoderne.
Aus dem Amerikanischen von Thomas Hartl**

Mannheim: Bollmann Verlag 1997, 239 S., ISBN 3-927901-95-4, DM 29,80

„Wir könnten also sagen, daß die Apokalypse bereits geschehen ist“, schreibt der amerikanische Literatur- und Filmwissenschaftler Steven Shaviro, „oder noch besser: daß sie jetzt gerade geschieht, fortwährend und ohne Ende, auch während wir sprechen. Es hat nur einfach niemand bemerkt.“ (S.140) Bekannt geworden durch wissenschaftliche Arbeiten wie *The Cinematic Body* und *Passion and Excess* geht Shaviro in *Doom Patrols* auf essayistische Streife, um dem besonderen Schicksal der Postmoderne auf selbstironische Weise zu begegnen. Die großen Namen, unter denen Shaviro seinen einzelnen Begegnungen versammelt, sind dabei kaum mehr als Stichwortgeber für ein ebenso multiperspektivisches wie vielstimmiges Reflektieren. Nicht Walt Disney, Michel Foucault, Cindy Sherman, Bill Gates oder Dean Martin geben den Ton an, sondern jenes bisweilen tosende Konzert des Plagiarismus, der leeren Mimikry und des parasitären Borgens, dessen raubkapitalistisches Selbstverständnis Shaviro euphorisch übernimmt. Theoretiker/innen wie Fredric Jameson, Gilles Deleuze oder Donna Haraway werden dabei ebenso angezapft wie die Künstler/innen Kathy Acker, William S. Burroughs oder David

Cronenberg, poststrukturalistische Ansichten ähnlich gründlich mit populärkulturellen vermischt wie die Implosion von wissenschaftlicher Analyse und gewitztem Feuilleton vorangetrieben wird. Wahrscheinlich vermag der Untertitel des amerikanischen Originals am besten das Programm von *Doom Patrol* zu umreißen. Shaviros „Theoretical Fiction“ will jedenfalls gerade „jene ‘Überzeugungen’ von Authentizität und Wahrheit, von eigentlicher Bedeutung und rechter Ordnung [...] unterminieren, die marxistischen Dialektikern als auch Bürokraten im Pentagon manchmal gleich teuer zu sein scheint.“ (S.19)

Gleichwohl sich Shaviros Streifzüge zuweilen nur allzu kokett als verantwortungsloses, ausgelassenes Spiel gerieren, kreisen sie immer wieder um dieselben brisanten Themen der Virtualität, der neuen kalten Kriege und der dazu passenden heißen Medien. Körper, Geschlecht und Sexualität fungieren dabei als eine Art von Linienspiegel, die der verwirrend inkonsistenten, metastatisch wuchernden Landkarte der Shaviroschen Lektüren doch so etwas wie Ordnung verleihen. Neben Kinofilmen, Fernsehserien, Science-Fiction-Literatur und avantgardistischer Musik ist es vor allem der Comic-Zeichner Grant Morrison, dessen „Doom Patrol“-Vorbilder Shaviros Betrachtungen nicht bloß den Titel, sondern auch einige zentrale Blickpunkte leihen. Es ist eine aufgelöste und fragmentierte Welt, die durchstreift wird, eine Welt der Partialobjekte, Bausteine und Reste, die die traditionellen Ordnungen in vieler Hinsicht über den Haufen werfen. Läßt sich vor diesem Hinter- und Untergrund denn überhaupt noch Geschichte machen, oder kann mann/frau nur mehr Geschichten aufzeichnen, die alle schon einmal da waren?

Die Antworten, die Shaviros Patrouillen bieten, lösen in mir durchaus gemischte Gefühle aus. Einerseits teile ich seine vehemente Kritik am „Wesentlichen“ der Gefühle, an der „Wahrheit“ des Sex oder an der geschlechtlichen „Essenz“ des Körpers; andererseits löste sein exzessives Zelebrieren des Verschwindenden, Aufgelösten und Verendenden in mir reichlich Unverständnis, Überdruß und zuweilen auch offenen Ärger aus. Einerseits versammelt er viele Gemeinplätze: daß die gesamte Postmoderne dem *drag* huldigt (S.215), daß multiple Persönlichkeiten just in der Reagan-Ära massenweise in Erscheinung treten (S.193), oder daß der digitale Code das Geld als wichtigstes Tauschmittel ersetzt hat (S.175); andererseits bietet er spektakuläre Affirmationen von postmodernen Popstars wie Herschell Gordon Lewis, Daniel Paul Schreiber oder Truddi Chase, in denen das oft geradezu traumverlorene wirkende Durchqueren ihrer spezifischen Denk- und Gefühlsgebäude im Mittelpunkt steht. Einerseits bietet Shaviro unterhaltsame Ansichten, deren Klarheit und Verschmitztheit gleichermaßen bestechen; andererseits stellt er sich in die Tradition jenes postmodernen „Übers-Ziel-Hinausschießens“, bei dem diverse mimetische Exzesse gleich einmal „sämtliche Festschreibungen von Bedeutung und Macht ins Schwanken“ bringen (S.25) und die allgegenwärtigen Herrschaftsverhältnisse ins historische Abseits gleiten läßt. Wer diese gemischte Lektüre inklusive Unverständnis und Ärger in Kauf zu nehmen bereit ist, dem sei diese Kombination von humorvollen Rollen-, Sprach und Schreibspielen getrost

anempfohlen. Freilich nicht ohne zu vergessen, daß die Sprache „kein Haus des Seins, sondern ein Rummelplatz mit Scharen von Hausierern und Trickdieben“ ist. (S.154)

Siegfried Kaltenecker (Wien)